Ursicin G.G. Derungs, Sprachbiographisches

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA**

Band (Jahr): **- (2002)**

Heft 76: **Biografie linguistiche = Biographies langagières = Biografias linguisticas = Sprachbiografien**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ursicin G. G. Derungs, *Sprachbiographisches*[1]

Wir Rätoromanen müssen gar nicht in fremde Länder reisen, um fremden Sprachen zu begegnen. Die Fremdsprache kommt gleich zu uns ins Dorf, sehr früh, sehr bald. Wir müssen froh sein, wenn wir nicht vorzeitig, d.h. bevor wir die angestammte Muttersprache richtig gelernt haben, aus der srpachlichen Heimat ausgewiesen werden.

Zu «meiner Zeit» allerdings – ich spreche von den späten dreissiger und vierziger Jahren – war das Dorf gegen fremde Einflüsse ziemlich abgeschottet. Es gab nicht wenige Leute, die bis in die 60er Jahre hinein ausschliesslich Romanisch sprachen. Aber von der nahen Kleinstadt Ilanz, die damals bei den Dörflern recht gerne mit ihrem Deutsch auftrumpfte, drangen erste Klänge der Fremdsprache ins Dorf ein, zumal meine Mutter aus Ilanz stammte. Aber es gab besondere Gelegenheiten, wo auch den Bauern die fremde Sprache zugetraut wurde, nämlich bei Viehprämierungen. Da wurden die stolzen Besitzer der jungen Stiere durch die Verdeutschung ihrer Namen sozusagen «geadelt». Aus einem «Giachen Antoni» gab es zu Ehren des vorgeführten Kalbs ein Jakob Anton. In meinen Kinderohren erhielt das Deutsche dadurch einen fast sakralen Charakter: man sprach hier Deutsch, wie in der Kirche Latein, beidemal ging es um feierliche, gewissermassen überzeitliche, jedenfalls um lebenswichtige Augenblicke. Bald aber kehrte man wieder zur Alltagssprache zurück und die deutschen Namen verschwanden mit den Sonntagskleidern der Bauern.

Schon früh – wir gingen noch nicht zur Schule – hatten wir eine Dienstfrau aus Altstätten, eine seriöse und liebe Person. Sie sprach nicht Romanisch und wir Kinder nicht Deutsch, aber «Füür» und andere Wörter der Fremdsprache wurden schnell assimiliert, bis ich dann in der 4. Elementarklasse in Vella das «richtige» Deutsch lernen sollte. Jetzt hiess es auf einmal «Feuer». Warum nicht mehr «Füür»? Aus «Hemper» sollten Hemden werden. Dass «Händsche» die dialektale Version von «Handschuhen» ist, ist mir erst im Gymnasium aufgegangen. In der Schule lernte ich deutsche Vokabeln, wie später lateinische: Mit einem Blatt deckte ich die Reihe der zu lernenden deutschen Wörter ab, bis sie memorisiert waren – oder auch nicht. Einmal staunte ich ungläubig, als der Lehrer ein Mädchen abfragte und ich dabei vernahm, dass «entgins» auf Deutsch «einige» heisse. Ich wurde mir auf einmal klar, dass man so etwas einfach lernen müsse!

Bei der Aufnahmeprüfung in die Sekundarschule war eine Übersetzung ins Deutsche vorgesehen. Der Schulrat Pfarrer Anton Baselgia aus Cumbel kam an meiner Bank vorbei und legte gütig den Finger auf mein Blatt, wo ich für das Imperfektum von «kommen» «kommte» geschrieben hatte, und flüsterte mir «kam» zu.

Im Herbst sollte ich jedoch nach Disentis ins Gymnasium. Ich musste im Deutschen Nachhilfeunterricht nehmen. So ging ich denn im Sommer 1947 zweimal pro Woche nach Rumein zu P. Vigeli Berther, der dort das klösterliche Benefizium verwaltete. Ich büffelte deutsche Wörter, übte die Stammformen der Verben, machte Übersetzungen, stand im Krieg mit den Artikeln, hasste die Präpositionen, die zwei Fälle regieren konnten – warum sollte es «ich glaube an dich», aber «ich zweifle an dir» heissen? Dann die erste «richtige», d.h. nicht für Fremdsprachige geschriebene deutsche Lektüre. «Der Frühling hat mit seinem Zauberstab den Rand der Wüste berührt ...». Mit diesem Satz aus G. Schmids «Bubentrotz – Bubentreue», S. 63, der mir bis heute im Gedächtnis geblieben

1 Originalbeitrag. © Ursicin G.G. Derungs.

© 2002 Institut de linguistique
Université de Neuchâtel

ist, stieg ich in das Meer der deutschen Literatur ein und hatte Angst dort zu ertrinken. So fremd klang mir das alles. Ich verstand praktisch kein Wort. So schien es mir, und dabei sollte ich dem ausschliesslich in deutscher Sprache erteilten Unterricht in Disentis folgen. Was die Artikel betrifft, wurde ich noch lange Zeit über die Gymnasialjahre hinaus von Zweifeln geplagt. Selten, aber doch manchmal, sogar in meiner Lehrtätigkeit am Gymnasium der Schweizer Schule in Mailand. Warum, fragten meine italienisch sprechenden Schüler, soll es nicht «das Reichtum» heissen, wenn man «das Fürstentum» sagt?

Ich empfand das Romanische damals als unauslöschliches Mal, eine Art Kainsmal. Wortwahl, Wortstellung, approximativer Gebrauch der verhassten Präpositionen und Artikel, und dann natürlich die Aussprache: Alles verriet an einem die romanische Herkunft. Der unbeschwerte Umgang mit der Muttersprache von Seiten unserer deutschsprachigen Kameraden im Kollegium führte mich oft zum beschämten Schweigen, oder, wenn es nicht anders ging, zum Stottern meiner deutschen Brocken, die dadurch natürlich nicht überzeugender wirkten. In der Rekreation – wie das in der Kollegiumssprache hiess – bildeten wir Romanen oft eigene Grüppchen. Wenn der Präfekt oder sein Vize vorbeikamen, mahnte er uns Deutsch zu sprechen. Früher hätte man von den romanischen Schülern für jedes romanische Wort zur Strafe 10 Rappen kassiert, nur so sei es dazu gekommen, dass Leute wie Anton Schmid (Pfarrer und Schriftsteller) und Carli Fry (Priester und Literat) heute in der Lage seien, perfekt Deutsch zu sprechen und zu schreiben, mahnte der Präfekt. Die Geldstrafe war zu meiner Zeit zwar abgeschafft, aber die Erinnerung daran blieb und liess die eigene Muttersprache in ihrem Wert noch tiefer sinken, ihre Verwendung war sozusagen strafbar geworden. Als Strafe empfand man den Romanisch-Unterricht, der obligatorisch war, aber nichts zählte. Zudem wurde er während zweier halben Stunden erteilt, mit wenigen, unzureichenden Lehrmitteln, derweil unsere deutschen Kameraden lesen oder spielen konnten.

Als ich später selber Romanisch-Unterricht erteilte, machte ich auf die Notwendigkeit einer entsprechenden Ausbildung aufmerksam. Schliesslich würde ja auch der Deutsch-Unterricht von Fachkräften erteilt und nicht einfach vom ersten Besten, dessen Muttersprache Deutsch sei. Man schaute mich erstaunt an, richtete dann den Stundenplan des Jahres 1969/70 doch noch so ein, dass ich die erste Wochenhälfte in Fribourg und Zürich bei Prof. A. Decurtins Romanisch-Vorlesungen hören konnte. Wer das denn bezahle, wurde gefragt? Ich war erstaunt, bestritt aber das Unternehmen aus eigenen Mitteln.

Das Verhältnis des Klosters zum Romanischen war ambivalent und ist es wohl heute noch. Einerseits hatten romanische Sprache und Kultur bei den Mönchen ein wissenschaftliches Interesse. Zudem lernen die geweihten Mönche das Romanische zu pastoralen Zwecken (Aushilfen in den romanischen Pfarreien), während das Erlernen des Romanischen den Laienbrüdern zeitweise verboten war. Anderseits behielt und behält das Kloster bewusst seinen alemannischen Charakter. Als ich 1954 nach der Matura ins Kloster Disentis eintrat, fand ich über meiner Zellentür den Namen «Fr. Johann», für das Kloster die deutsche Version meines romanischen Namens. Romanische Tischlektüre, die etwa von P. Flurin Maissen angeregt wurde, kam gar nicht in Frage. Der Klostergottesdienst findet auch heute noch ausschliesslich in deutscher Sprache statt, auch in Gegenwart einer mehrheitlich romanisch sprechenden Gemeinde. Dies trotz der unter dem jetzigen Abt und seinem Vorgänger mehrmals geäusserten Achtung für die Muttersprache ihrer Wahlheimat. Selbstverständlich liegt dahinter keinerlei böse Absicht, aber wohl auch nicht das Bewusstsein, mit dem Romanischen als minderheitlicher, zum Verschwinden bestimmter Sprache ein zu schützendes Kulturgut vor sich zu haben, das gerade einer kulturell hochstehenden Institution, die sich an Ort und Stelle befindet, in besonderer Weise ***auch in praktischer Hinsicht*** (Gottesdienste, auch interne Pflege des Romanischen u.a.m.) anvertraut wäre. Meine Spracherfahrung im Kloster war gerade auch wegen der erwähnten Umstände von einem starken Unbehagen geprägt. Dazu trug die damals geltende Klosterpolitik das Ihrige bei, wonach nämlich Romanen, die in einem

gewissen Umkreis des Klosters wohnten, nicht als Mönche aufgenommen werden durften. Mir persönlich wurde während meiner Klosterzeit mehrmals unverblümt gesagt, es sei für das Kloster – das immerhin auf romanischem Boden steht – besser, wenn es nicht zu viele Rätoromanen als Mönche habe ... Ohne Zweifel hatte man mit rätoromanischen Mönchen nicht immer die besten Erfahrungen gemacht. Wird man aber mit einem kleinmaschigen Interpretationsmuster der Klostergeschichte der Wirklichkeit gerecht? Menschliches Versagen kann weder sprachlich noch ethnisch oder geographisch eingeordnet werden!

Die Wechselfälle des Lebens führten mich nach Italien, und das Italienische ist nun meine dritte schriftlich und mündlich verwendete Sprache geworden. Doch die Ironie des Schicksals will es nun, dass ich für die Italiener akzentmässig ein Deutscher bin, während ich für die Deutschen ein Romane, und – wie mir vor einiger Zeit ein Freund in Disentis verriet – für die Romanen ein Italiener bin. In diesem Karussell der Sprachakzente fühle ich mich inzwischen schwindelfrei. Da mittlerweile minderheitliche Sprachen als Kulturgüter der Menschheit anerkannt werden, kann man hoffen, dass der Umgang mit der eigenen Sprache für (selbst)bewusste Romanen weniger gequält oder neurotisch, für Deutschsprachige, auch in Disentis, respektvoller und selbstverständlicher werde.